



Barmherzigkeit mit uns selbst

**Predigt über Lk 6,36-42 zum Ordinationsjubiläum
am 21. Juli 2025 in Ansbach**

Liebe Jubilarinnen und Jubilare,
liebe Festgemeinde,

vor drei Jahren saß ich selbst an dieser Stelle – als Jubilar. 25 Jahre im Pfarrdienst lagen hinter mir. Damit gehört man in der Runde der Jubilarinnen und Jubilare ja quasi zu den Anfängern. Einer von Ihnen heute feiert sein 65-jähriges Ordinationsjubiläum – ich gratuliere herzlich! Ich hatte damals – ich gestehe es – keine allzu großen Erwartungen. Vor allem wollte ich meinen alten PS-Kurs wiedersehen. Doch was ich erlebte, hat mich tief dann doch tief bewegt.

Es war, als würde mich der Segen des Tages zurückführen an den Anfang, dorthin, wo alles einmal begonnen hatte, dort, wo meine Motivation des Anfangs wurzelte: die Entscheidung für den Pfarrberuf, die Freude an der Theologie, die Leidenschaft, den Glauben an Jesus Christus zu bezeugen – verbunden mit dem brennenden Wunsch, Menschen beizustehen, sie zu stärken, zu trösten, zu ermutigen. Dieser Welt etwas Gutes zu tun. Die Erinnerung an das, für was ich einmal angetreten bin. Die Ordination brachte diese innere Energie in Verbindung mit dem äußeren Auftrag der Kirche. In meinem Jubiläum damals wurde mir wieder klar: Die Ordination ist die Schnittstelle zwischen innerer Berufung und äußerer Sendung.

Doch mit den Jahren verändern sich die Dinge. Der Weg, den wir gehen, verläuft nicht geradlinig. Nicht alles kommt so, wie wir es erhofft oder geplant hatten. Vieles überrascht uns – im Guten wie im Schmerzlichen. Manche Ideale weichen

der Realität. Die Energie lässt nach, neue Herausforderungen treten hervor. Und gerade deshalb ist ein Jubiläum wie heute ein geistlicher Moment. Ein Moment des Innehaltens. Ein Moment, um unseren Weg – mit allem, was gelungen ist, und allem, was offenbleibt – in Gottes Hand zu legen.

In eine solche Situation spricht auch der Lehrtext der heutigen Losung:

Apostelgeschichte 10,34–36

Petrus aber tat seinen Mund auf und sprach: Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und Recht tut, der ist ihm angenehm. Er hat das Wort dem Volk Israel gesandt und Frieden verkündigt durch Jesus Christus, welcher ist Herr über alles.

Petrus wird hier zum Zeugen einer unerwarteten Wende. Sein Dienst war zutiefst verwurzelt im jüdischen Glauben. Die Tora war ihm heilig, das Gesetz vertraut, der Schabbat unverrückbar. Und nun kommt Cornelius – ein Heide, ein römischer Hauptmann. Nicht, um die jüdischen Gesetze zu lernen, sondern um Christus nachzufolgen. Und Gott selbst ist es, der ihn mit Petrus zusammenführt. Davor hat Petrus eine erschütternde Vision, die das Neue in ihm anbahnen soll: Unreines Essen, unkoschere Nahrung, dreimal vorgesetzt. Und Petrus, erschrocken, ruft: O nein, Herr, ich habe noch nie etwas Gemeines und Unreines gegessen.

Wie tröstlich ist dieser Reflex! „So haben wir das noch nie gemacht.“ Ich meine mich zu erinnern, diesen Satz auch in unserer Kirche schon mal gehört zu haben. Aber selbst dem Apostel Petrus entfährt dieses Seufzen der Seele angesichts des Neuen. Der Schmerz darüber, dass Vertrautes weicht. Dass uns der Boden unter den Füßen wankt. Veränderung verlangt nicht nur Einsicht, sie verlangt Mut – und Trauerarbeit.

Auch wir kennen diese Erschütterungen. Die Kasualien zum Beispiel – Herzstück unserer pastoralen Arbeit: Es gibt sie nach wie vor und sie werden eher wichtiger. Aber die Erwartungen haben sich radikal verändert. Und Art, wie sie organisiert werden, muss sich deshalb auch verändern. „Einfach heiraten“ – für manche klingt das nach Oberflächlichkeit oder Traditionsverlust. Doch wer diese Feiern einmal erlebt hat, weiß: Hier begegnen uns Menschen, die einen anderen Zugang brauchen. Sie haben oft gebrochene und ungewöhnliche Lebensgeschichten. Sie wollen sich neu auf die Liebe und auf Gott einlassen. Die kurzen, aber intensiven Vorbereitungsgespräche, die spirituelle Tiefe der Feiern – sie zeugen davon, dass auch neue Wege segensreich sein können.

Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht, sagt Petrus schließlich. Er erkennt: Das Neue kommt nicht gegen den Glauben, sondern aus ihm und mit ihm. Es ist Gott selbst, der uns immer wieder aufbrechen lässt. In dieser Erkenntnis liegt Einsicht und Demut. Und eine tiefe spirituelle Erfahrung: Gott ist größer als alles, was uns bewährt erscheint. Sein Geist weht, wo er will.

Ich denke in diesem Zusammenhang oft an das Seelsorgeverständnis von Henning Luther. Für ihn war die Seelsorge ein Umgang mit Fragmenten. Unser Leben, sagt er, bleibt fragmentarisch. Erwartungen, Hoffnungen, Pläne – vieles bleibt unvollständig, vieles wird anders, als erhofft. Beziehungen zerbrechen. Briefe bleiben unbeantwortet. Freundschaften gehen verloren. Unsere Biografien tragen Brüche. Auch unser Berufsleben.

Aber: Dazwischen liegt auch Glück. Begegnung. Berufung. Segen. Und all das zusammen – Glück wie Scheitern, Erfolg wie Schmerz – macht unsere Geschichte aus.

Gerade in unserer Zeit ist das Erleben von Fragmenten allgegenwärtig. Wir leben in einer Epoche der Hyperkommunikation, der geistlichen Überreizung. Viele spüren es – als Erschöpfung, als Reizbarkeit, als eine diffuse Angst. Die scheinbare Dauerapokalypse um uns herum, die grellen Töne der Empörung, die Gleichzeitigkeit von allem überfordern. Und dabei schleicht sich ein stilles Gefühl ein: das der Ohnmacht. Der inneren Lähmung. Der geistlichen Mattigkeit.

Unsere Zeit ist laut. Die mediale Dauererregung macht uns taub für das Wesentliche. Viele ziehen sich zurück. Nicht aus Desinteresse, sondern aus Selbstschutz.

Umso wichtiger sind geistliche Räume, so wie dieser hier. Wo wir herausgenommen werden aus dem Getöse. Wo wir uns erinnern, wer wir sind: Gesegnete. Berufene. Getragene. Wo wir – wie Petrus – vielleicht am Rand unserer Vorstellung stehen, aber nicht am Rand von Gottes Gnade.

Das trägt unsere eigene Geschichte, und das ist unsere Berufung in dieser Zeit. Die Gnade Gottes in all das Zerbrochene und Zerteilte hinein zu buchstabieren. Mit der Gnade auch rechnen, wo wir sie nicht vermuten. Die Menschen auf eine Spur der Hoffnung zu führen, die uns nur das Evangelium zeigen kann.

Petrus erlebt einen Bruch – und findet die Spur neu, in der Christus alles zusammenfügt. Er bekennt sich neu zum Gott Israels, aber sieht auch, dass Gottes

Friede weiter reicht als sein eigener Blick: Er hat das Wort dem Volk Israel gesandt und Frieden verkündigt durch Jesus Christus, welcher ist Herr über alles.

Jesus Christus ist Herr über alles. Auch über unsere Brüche, unsere Fragmente, unsere Müdigkeit. In ihm wird das Unvollständige gehalten. Wird das, was uns zersplittert, wieder zusammengebracht und zu unserer Geschichte. Der Blick vom Ostermorgen auf unser Leben zeigt: Nichts ist verloren. Alles kann hineingenommen werden in Gottes große Geschichte. Auch das Unerfüllte.

Deshalb: Seien wir barmherzig mit uns selbst. Haben wir vor allem heute bei diesem Jubiläum einen barmherzigen Blick zurück auf unseren Weg. Seien wir barmherzig mit den Menschen, die mit uns unterwegs waren. Sind wir vielleicht auch barmherzig mit unserer Kirche, in der wir versorgt sind. Lassen wir uns vom Segen neu bestärken in dem, was uns in diesen wunderbaren Beruf getragen hat. Seien wir offen für den Ruf Gottes, der auch nach Jahrzehnten immer wieder neu und unerwartet kommen kann und kommen wird.

Amen.